



Foto: Wikimedia

Schon im 18. Jahrhundert kannte man Projektforschung. Das Gemälde von Joseph Wright of Derby (1766) zeigt einen Astronomie-Vortrag.

Die Tücke des Projekts

Projektforschung ist in der Wissenschaft heute der Normalfall. Aus Sicht der Förderer wird Forschung dadurch kontrollierbarer und flexibler. Für die Forscher jedoch entsteht oft großer Druck. Das hemmt die Bereitschaft, wissenschaftliches Neuland zu beackern – dies ergaben mehrere Untersuchungen dazu.

von Yvonne Globert

Die meisten Wissenschaftler hätten über den Satz wohl einfach hinweggelesen. „Ihr Ansatz scheint uns Sinn zu machen, wenn und soweit er (...) projektförmig bearbeitet wird.“ Forschen im Projekt – selbstverständlich wie die Butter auf dem Brot. Wie auch sonst? Eine gute Frage, fand Dr. Marc Torka und entwickelte daraus eine eigene Forschungsarbeit, sozusagen sein Projekt-Projekt. Die Worte, mit denen man ihn vor sieben Jahren am Bielefelder Graduiertenkolleg begrüßte, hat der Soziologe inzwischen seiner Dissertation vorangestellt. In ihr geht es um eben jene Projekte, deren Einwerbung, Planung und erfolgreicher Abschluss von jedem Wissenschaftler mit Ambitionen ganz klar erwartet werden. Und die, sagt Torka, entfalten dabei ihre ganz eigene Wirkung auf wissenschaftliche Arbeit.

Auf eine kurze Formel gebracht, stellt das Projekt in der Forschung heute die

Normalform dar. „Wissenschaftler nehmen unabhängig von der Forschungsförderung kaum mehr etwas anderes wahr, als Forschung in Form von Projekten zu betreiben. Und Finanziers wiederum sind davon sogar abhängig, weil sie über Zukünftiges entscheiden und deshalb wissen müssen, was geschehen wird“, sagt Torka.

An erster Stelle steht hier natürlich die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) als die zentrale Forschungsförderin der universitären Grundlagenforschung schlechthin. An das Projekt knüpft dabei nicht nur sie den Anspruch: Nicht an etablierte Forscherköpfe soll Geld fließen, sondern an überzeugende Forschungsvorhaben.

Davon gibt es mittlerweile immer mehr: Allein 2009 bewilligte die DFG 17 000 Forschungsprojekte mit einem Gesamtvolumen von 2,7 Milliarden Euro. Drittmittel einzutreiben, gewinnt an Bedeutung. Der An-

teil der Grundfinanzierung am Finanzbudget der deutschen Hochschulen sinkt. Nach Angaben der Hochschulrektorenkonferenz reduzierte sich der Anteil seit 2000 von 59 Prozent auf aktuell 50 Prozent, während der Drittmittelfinanzierung eine immer größere Bedeutung zufällt.

Fallstricke der Förderung

Die Projektförderung soll vor allem helfen, vielversprechende von weniger überzeugenden Forschungsvorhaben zu unterscheiden. Wichtigstes Kriterium dabei: „Das Projekt muss durchführbar sein“, sagt Torka. So steht es auch im DFG-Leitfaden für Wissenschaftler, die sich um eine in der Regel auf drei Jahre angelegte Sachbeihilfe und damit um eine gängige Finanzierung bei der DFG bemühen. Was zunächst plausibel und sehr allgemein klingt, ist nicht frei von Tücke: „Die Antworten, die ein Forscher geben will, müssen schon vorher weitgehend klar sein“, erklärt Torka. Er interviewte Projektleiter und -mitarbeiter und nahm als stiller Beobachter sechs Monate lang an deren Team-

„Die Antworten, die ein Forscher geben will, müssen schon vorher weitgehend klar sein.“

„Professoren neigten zur Einzelarbeit“

Der Begriff Projektforschung findet sich schon während der Aufklärung. Und später, im 19. Jahrhundert erlebt diese Art der Forschung einen großen Aufschwung. Wann kam die Projektförderung im heutigen Sinne ins Spiel und warum? Der Wissenschaftshistoriker Prof. Dr. Rüdiger vom Bruch blickt zurück in die Geschichte.

duz: Passend zum Thema: An welchem Projekt arbeiten Sie gerade?

vom Bruch: Aktuell beschäftige ich mich im Zuge unseres 200-jährigen Jubiläums mit der Geschichte der Berliner Humboldt-Universität. Das ist ein größeres Projekt, das ich mit meinem Kollegen Heinz-Elmar Tenorth leite. Neben fünf Mitarbeitern ist ein großer Kreis von Autoren beteiligt, insofern ist es für ein Forschungsprojekt aber eher untypisch.

duz: Seit wann sprechen wir in der Forschung von Projekten?

vom Bruch: Der Begriff hat vor allem in den 1950er-Jahren eine hohe Konjunktur erfahren, als die Projektwissenschaften von den USA nach Deutschland kamen. Gemeint sind damit interdisziplinäre Verbundforschungsprojekte unter Beteiligung verschiedener Wissenschaftlergruppen, die sich mit einer größeren Fragestellung beschäftigten. In Konkurrenz dazu stand der Begriff der Großforschung, der Big Science.

duz: Was bedeutet Big Science?

vom Bruch: Dabei handelte es sich um große, vor allem naturwissenschaftliche Forschungsverbände, die ihren Ausgangspunkt im Manhattan-Projekt hatten und damit in den Bestrebungen, die Atombombe zu bauen. Üblich wurde die Unterscheidung von Verbund und Großforschung durch die gewaltigen Kosten, die mit letzterer einhergingen, vor allem wenn es um Großgeräte ging.

duz: Woher kommt der Begriff des Projekts genau?

vom Bruch: Er reicht zurück bis in die Aufklärung. Als Projektmacher tritt vor allem Gottfried Wilhelm Leibniz in Erscheinung, mit dem wir den neuen Typus der Wissenschaftsakademien verbinden.

duz: „Beim Erwachen hatte ich schon so viele Einfälle, dass der Tag nicht ausreichte, um sie niederzuschreiben“, hat Leibniz gesagt. Hat sich auch ein Universalgelehrter wie er mit Projekten beschäftigt?

vom Bruch: Nicht unbedingt, denken Sie etwa an Leonardo da Vinci, einige Jahr-

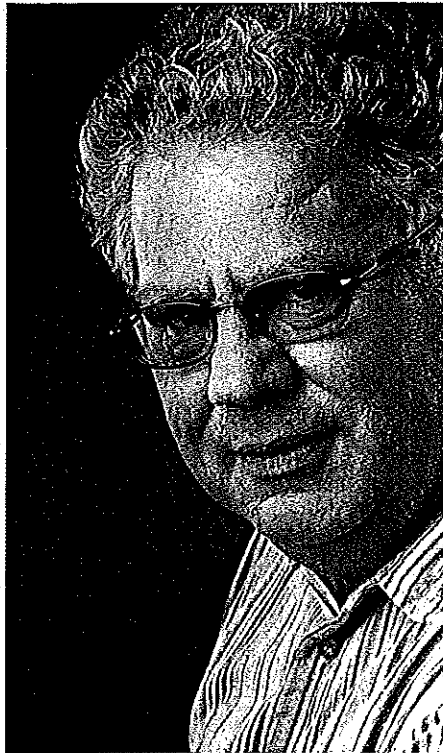


Foto: privat

Rüdiger vom Bruch

Der Professor für Wissenschaftsgeschichte an der Berliner Humboldt-Universität, Jahrgang 1944, arbeitet seit 2000 gemeinsam mit seinem Freiburger Kollegen Prof. Dr. Ulrich Herbert die Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft auf und hat dazu einiges publiziert. Seit 1993 ist vom Bruch in Berlin. Von 1996 bis 1997 war er zudem Inhaber des Konrad-Adenauer-Lehrstuhls an der Georgetown University in Washington D.C.

hunderte vorher. Der wachte auch morgens auf und wusste gar nicht, wie er seine ganzen Einfälle unterbringen sollte. Er hatte zwar Mitarbeiter, betrieb aber keine organisierte Wissenschaft im Sinne der Projektforschung. Dabei geht es ja um eine Art Gemeinschaftsforschung. Und die geht in das frühe 17. Jahrhundert auf die Zeit von Francis Bacon und seiner utopischen Schrift „Nova Atlantis“ zurück mit der Idee des Hauses Salomon, in dem viele Gelehrte an einem gemeinsamen Projekt forschen. Das

gilt als die ideengeschichtliche Grundlage für das, was in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in den Akademien in Paris oder in der Royal Society in England realisiert wurde.

duz: Um was ging es denn thematisch in den frühen Projekten?

vom Bruch: Im aufgeklärten Absolutismus schlossen sich Gelehrte mit dem Vorsatz zusammen, Rätsel aufzulösen. Da kamen auch komplizierte Fragen auf, wie die von Friedrich dem Großen, ob es richtig sei, sein Volk zu betrügen. Oder die noch berühmtere Frage der Berlinischen Monatsschrift: Was ist Aufklärung? Bekanntlich hat Immanuel Kant den Sieg davongetragen. Aber auch die Akademien starteten Projekte: Langzeitvorhaben wie etwa geologische Untersuchungen oder die Bearbeitung des Werks eines berühmten Menschen.

duz: Als Mutter der Projektforschung gilt die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), deren Geschichte Sie studieren. Heißt das, sie wäre ohne Projekte gar nicht denkbar gewesen?

vom Bruch: Nein, nein. Projektforschung war zunächst an den Wissenschaftsakademien angesiedelt. Dennoch ist es mit der DFG eine spannende Geschichte. Sie wurde 1920 zunächst als „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“ gegründet. Bis dahin dominierte der deutschen Tradition entsprechend der Typus der Einzelförderung. Die deutschen Professoren neigten eher zur Einzelarbeit. Das änderte sich erst unter den Bedingungen der Nachkriegszeit 1926.

duz: Was änderte sich?

vom Bruch: Der Typus der Gemeinschaftsarbeiten kam auf und damit Projektforschung, bei der sich Vertreter verschiedener Disziplinen zusammentaten, um die zentralen Probleme der Zeit wie Volksgesundheit oder die Rolle der Wohlfahrt gemeinsam zu bewältigen. ■

Das Interview führte
Yvonne Globert.

sitzungen teil. Er stellte fest: Ein Projekt zu bearbeiten, kommt der Erfüllung eines zukünftigen Versprechens gleich und kann sogar vertragsartige Züge annehmen. „Dabei aber machen sich Wissenschaftler unnötig großen Druck“, sagt Torka. Obwohl dies im DFG-Leitfaden nirgendwo festgehalten ist, gingen Projektmitarbeiter etwa davon aus, ihre Arbeit zwangsläufig als Teamwork präsentieren und entsprechend organisieren zu müssen. Und immer wieder stellten sich die Beobachteten die Frage, inwiefern sich ihre Erkenntnisse mit den im Antrag formulierten Anforderungen deckten. Diese zu erfüllen, hatte oberste Priorität. Umgekehrt aber entschieden sich Projektleiter dazu, Erkenntnisse, die aus Forschersicht „wirkliches Neuland“ bedeuteten und deshalb schwer vorab zu bestimmen sind, in den Projektanträgen lieber versteckt mitlaufen zu lassen.

Vieles ist Zufall

Torka, der sich selbst als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) von Projekt zu Projekt hangelt, sieht darin, wie überhaupt in der Projektforschung, nicht nur Negatives: Neue Ideen würden ja nicht einfach fallen gelassen, sondern durchaus weiter verfolgt und im besten Fall in einem Folgeantrag weiter forciert. Vor allem aber hielten Projekte Forscher zur Disziplin an: Mit einem inhaltlich klar umrissenen und zeitlich begrenzten Vorhaben, findet Torka, „entgeht man der Forschungsprozessen innewohnenden Gefahr, ständig die Schlagrichtung zu verändern und dabei vielleicht zu keinem Ergebnis zu kommen“.

Obwohl aber die Priorität so eindeutig auf dem erfolgreichen Abschluss des Projektes liegt, ist damit noch nicht gesagt, dass diese Forschungsform tatsächlich hält, was sie verspricht. Dr. Cristina Besio von der Fakultät für Soziologie an der Universität Bielefeld hat untersucht, inwiefern Projekte Forschungsleistung tatsächlich effizienter, transparenter und kontrollierbarer machen. Auch sie interviewte Projektmitarbeiter.

Besio kommt zu dem Ergebnis: Vieles hängt vom Zufall ab. Die Annahme, kaum tauche ein für die Gesellschaft relevantes Problem auf, würden zu dessen Lösung gleich adäquate Mittel und die Kompetenzen jener Forscher gebündelt, die auf dem entsprechenden Gebiet die größte Expertise hätten, sei schlicht falsch: „Man arbeitet in erster Linie mit Wissenschaftlern zusammen, die man kennt und denen man vertraut“, sagt Besio.

Nicht für das Projekt würden passende Mitarbeiter gesucht, vielmehr würde eher

den Mitarbeitern ein Projekt auf den Leib geschneidert. „Projekte“, schließt Besio, „sind alles andere als kontrollierbar.“ Aber auch an deren Qualität hat sie ihre Zweifel: Je weniger Daten dazu zum Zeitpunkt der Antragstellung vorlägen und je komplexer ein Vorhaben formuliert sei, desto größer sei das Risiko, Forschungsförderer zu verunsichern. Entsprechend setzten Projektleiter eher auf Themen, die gut handhabbar seien, aber nicht gerade überraschende Ergebnisse lieferten.

Besio spricht in diesem Zusammenhang von sogenannten „Runners“, aber auch von „Repeaters“, also Projekten, die sich an schon vorhandenen ähnlichen Studien orientierten. Dazu passt, dass keiner der von ihr befragten Forscher angab, jemals ein Projekt abgebrochen zu haben: Projekte sind ihrer Natur nach eher auf Erfolge ausgerichtet; wissenschaftliche Irrtümer, Fehlschläge oder Umwege sind in der

ne Vorhaben und die erhofften Ergebnisse weniger als heute vorgängig begründen.“ Heute, in Zeiten der Zielvereinbarungen zwischen Hochschulleitung und Fachbereichen, wachse dagegen der Druck, „Drittmittel an Land zu ziehen“.

Ähnlich sieht das Prof. Dr. Richard Münch von der Uni Bamberg. „Mal ganz abgesehen von dem enormen Koordinationsaufwand zwingt diese Abhängigkeit weg von neuen hin zu sicheren Projekten“, sagt Münch, dessen kritische Perspektive allgemein bekannt ist. Um den Hang zur Sicherheit wissen auch die Forschungsförderer. „Es könnte sein, dass in manchen Bereichen eine gewisse Risikoscheu Einzug gehalten hat“, räumt die Präsidentin des European Research Council (ERC) in Brüssel, Prof. Dr. Helga Nowotny, ein. In der Verantwortung sieht sie die EU-Forschungsrahmenprogramme. Schließlich hätten die-se „Risiko nicht auf ihrer

„Wenn Sie Projektmitarbeiter einstellen, haben Sie eine gewisse Verpflichtung, Anschlussprojekte einzuwerben.“

Literatur zum Thema

- **Marc Torka:** „Die Projektförmigkeit der Forschung“, Nomos, Baden-Baden 2009.
- **Cristina Besio:** „Forschungsprojekte: Zum Organisationswandel in der Wissenschaft“, Transcript, Bielefeld 2009.
- **Rüdiger vom Bruch:** „Gelehrtenpolitik, Sozialwissenschaften und akademische Diskurse in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert“, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006.
„Beiträge zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft“ (gemeinsam mit Ulrich Herbert), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006.

Regel nicht erwünscht. Und genau das gilt nach der Erfahrung des Soziologen und emeritierten Professors der Universität Tübingen, Constans Seyfarth, unabhängig von der Reputation eines Projektleiters.

Seyfarth nennt zudem ein anderes Problem: „Wenn Sie Projektmitarbeiter einstellen, haben Sie im allgemeinen eine gewisse Verpflichtung, Anschlussprojekte einzuwerben.“ Schließlich seien die Mitwirkenden oft über Jahre auf die Mitarbeit in Projekten angewiesen. Seyfarth, der sich seit vielen Jahren mit der Projektform beschäftigt, war es, der auch Marc Torka auf das Thema stieß. Er selbst gehörte noch zu einer Professoren-Generation, „die ihren Weg ohne Projektstellen machen konnte“, sagt er. „Drittmittel-Projekte beantragte man in der Regel nur, wenn es für die Bearbeitung einer Fragestellung sinnvoll oder notwendig erschien. Aber man musste sei-

Agenda“ gehabt, sagt Nowotny. Jetzt, mit der Existenz des ERC, bestehe „völlige Forschungsfreiheit“, behauptet sie. Die deutschen Hochschulen würden dahinter wohl ein kräftiges Fragezeichen setzen.

Tatsächlich soll im Europäischen Forschungsraum das Gewicht bald stärker auf konkreten Leitthemen wie Klimawechsel, Energie und Ernährung liegen und damit auf einer Forschung, die schnell absatzfähige Produkte hervorbringt. Die Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz, Prof. Margret Wintermantel warnt dagegen, mit Blick auf das achte Forschungsrahmenprogramm: Die Grundlagenforschung könnte beim Kampf um EU-Mittel ins Hintertreffen geraten. Dabei würden gerade diese doch immer wichtiger. ■

Yvonne Globert
ist Journalistin in Frankfurt am Main.